

LUFTWAFFENHELFER

Ende 1944 bekam ich den Einberufungsbefehl zu den Luftwaffenhelfern nach Pilsen. Meine Mitschüler des Jahrgang 1927 waren schon drei Monate früher eingezogen worden. Zu denen gehörten auch der Riedel Kurt und der Brauner Rudi, die auch meine Segelfliegerfreunde waren. Ich war erst mal sehr enttäuscht, daß meine Masche mit der UK- Stellung nicht funktionierte. (UK= unabhkömmlich). Es wäre durchaus möglich gewesen, daß ich mich durch die meine Stellung bei der HJ Bannführung hätte vom Dienst bei den Luftwaffenhelfern drücken können.

Ich hab sogar die ersten Tage in der Kaserne in Pilsen geheult, aus Wut und wollte mit allen Mitteln versuchen das Ding noch umzudrehen. Ich telefonierte mehrfach mit dem Bannführer, der aber immer komischer reagierte. Heute bin ich der Meinung, daß mein lieber Vater sein Veto eingelegt hatte. Ich glaube, Vater war nicht damit einverstanden, daß sein Sohn eine Extrawurst gebraten bekam, und auch die Stelle in der Bannführung war ihm sicher nicht geheuer. Das war ja ein politisches Amt, und das passte Vater sicher nicht ganz. Aus heutiger sicht hatte Vater absolut recht. Damals wollte ich das aber gar nicht begreifen.

Die ersten zwei Monate in Pilsen waren reine Infanterie Grundausbildung. Nur Schinderei und Schikaniererei . Alle diese blöden Sachen, wie Spind Auskippen, Kleider in den Dreck schmeißen, Haare auf Streichholzlänge schneiden (ein abgebrochenes Streichholz ist auch ein Streichholz), durch Pfützen robben, Liegestütze bis zum Umfallen usw. alles Dinge um jungen angehenden Soldaten willenlos und gefügig zu machen. Es war zum Kotzen.

Anfang Merz kamen wir dann in die Flakstellungen und trafen mit unseren alten Freunden vom Jahrgang 27 zusammen. Wir wurden der schweren Flak zugeteilt zuerst in eine Normalbatterie mit sechs Geschützen 8,8 cm. Dazu gehörten eine Messabteilung mit optischem Zielgerät und einem Funkmessgerät, dem deutschen Radar. Ich kam zur Messstaffel, was den Vorteil hatte, daß der Dienst körperlich etwas leichter war und technisch auch etwas interessanter. Wir wohnten in Baracken so zu 10 Mann. Der Tag fing um 6.30 mit dem schrillen Pfiff des UvD,s (Unteroffizier von Dienst) an mit „ Raustreten zum Frühsport “. Um 8 Uhr nach dem Frühstück gab´s dann unseren normalen Schulunterricht in der Kantine. Deutsch und Englisch gab der Batterieoffizier Leutnant Mölders. Der war im Zivilberuf Lehrer am Gymnasium in Aachen. Alle anderen Fächer wurden von unseren alten Lehrern aus Olmütz unterrichtet, die nach Pilsen dienstverpflichtet wurden. Einige Fächer wie Musik, Kunst, Chemie, Physik mussten wegfallen entweder aus Mangel an passenden Lehrern oder weil dafür einfach keine technischen Möglichkeiten vorhanden waren. Hausaufgaben gab es so gut wie gar nicht, denn da hatten wir keine Zeit übrig und auch keinen Platz. Die Kantinenbaracke stand am Nachmittag auch nicht

mehr zur Verfügung. Wir lernten so recht und schlecht und bekamen eine Zusage, daß wir, sobald der Krieg zu ende ist, mit einem Vorsemester gleich studieren könnten. Das war der Vorsemestervermerk. Bei etwas längerem Aufenthalt bei der Flak, was natürlich in den Sternen stand, war uns der so genannte Reifevermerk versprochen worden. Damit hätten wir direkt an die Uni können. Erstens kam es anders und zweitens anders als versprochen. Den besten Unterricht gab der Leutnant, weil er den großen Vorteil hatte, daß er uns auch nachts zur Verfügung hatte. Es gab fast jede Nacht Fliegeralarm. Meist gegen 11 oder 12 mussten wir raus auf Gefechtsstation. Gegen 3 oder 4 gab es erst Entwarnung. Herr Mölders verstand es dann die Zeit nützlich zu überbrücken in dem er Vokabeln abhörte, oder für den Deutschunterricht z.B. das Hildebrandlied. Das ging ganz einfach. Jeder hatte Kopfhörer und ein Kehlkopfmikrofon. Das Ganze funktionierte etwa so: „Kanonier A von Geschütz Berta fangen Sie bitte mit der ersten Strophe an“! So konnte er Vokabeln abfragen und alle konnten mithören. So kam es, daß ich manche Gedichte oder das besagte Hildebrandlied heute noch fast ganz auswendig kann. Die feindlichen Flieger kamen fast nie bis nach Pilsen, so daß der nächtliche Unterricht fast niemals unterbrochen werden musste. Natürlich war unsere Aufmerksamkeit nicht besonders groß, aber auf der anderen Seite wurde der Dienst in der Nacht auch nicht so langweilig. Der Tagesdienst nach dem Mittagessen war ausgefüllt mit Ausbildung an den Geschützen und Messgeräten und eine ganze Menge Theorie. Die Flakartillerie ist eine hoch technische Angelegenheit. So eine schwere Flakgranate hat einen hoch präzisen Zeitzünder der in tausendstel von einer Sekunde explodieren muss. Da muss die Windrichtung, Luftfeuchtigkeit und vor allem der Vorhalt richtig eingestellt werden. Wir hatten da sehr interessanten Ballistikunterricht und lernten eine Menge Physik und Mathe dabei. Wir waren ja alle aus Oberschule und Gymnasien so daß das Niveau recht hoch war und nicht zu vergleichen mit einer normalen zusammen gewürfelten Truppe. Dann musste auch noch ein bisschen Zeit für Sport und Freizeit bleiben, denn um Punkt neun war Zapfenstreich. Das war obligatorisch für Luftwaffenhelfer. In Anbetracht der fast alltäglichen Nachtalarme war die Schlafzeit für die jugendlichen Luftwaffenhelfer ohnehin nicht ausreichend.

Wir schliefen in unseren Betten auf Strohsäcken. Die Marotte der U.v.D's mit dem Bettenbau auf Kante blieb aber auch jetzt bestehen und man kann sich vorstellen, daß eine Kante beim Strohsack nicht so einfach zu verwirklichen war und wir uns da immer lange dran aufgehalten haben. Mir war das nach einer Weile zu dumm. Ich besorgte mir eine große Nadel und einen dünnen Spagat und nähte mir eine feste Kante in den Strohsack. Mein Bett war jetzt in 2 Minuten gebaut. Als der U.v.D das bemerkte drehte der sich schmunzelnd um und verließ die Baracke.

Ich bekam jeden Tag Post von Vater. Immer mindestens eine Seite handgeschrieben. Leider hab ich keinen dieser Briefe mehr. Mutter schrieb nur

alle zwei Wochen, aber jede Woche mindestens einmal mein alter Freund Emil Wolfan. Ich war derjenige der die meiste Post bekam. Der UvD, der die Post verteilte, hat dann auch sofort gespottet, wenn einmal keine Post für Schreitter dabei war. Dann kamen aber sicher am nächsten Tag 2 Briefe. Vater muss die Briefe immer in der Mittagspause in der Kanzlei geschrieben haben, wie mir später seine Sekretärin, Frau Matouschek, erzählte.

Vater besuchte mich fast jeden Monat einmal. Es war immer nur ein Kurzbesuch. Meist rief er den Batteriechef am Tag vorher an, damit ich ab morgens um fünf nach dem nächtlichen Alarm für ein paar Stunden Sonderurlaub bekam. Ich marschierte dann zu Fuß in die Stadt ins Hotel und wir verbrachten so zwei Stunden von 6 bis 8 Uhr zusammen. Ich musste dann zurück zur Schule und er fuhr mit der Eisenbahn zurück nach Prag um dort seine Termine wahr zu nehmen.

Eine kleine Begebenheit will ich einfügen, weil sie bezeichnend ist für die Situation in Böhmen, wo Čzechen und Deutsche Jahrhunderte lang zusammen lebten und wo im alten Österreich noch Deutsch die Amtssprache war. Ich marschierte morgens nach Pilsen in die Stadt und war mir nicht ganz sicher den richtigen Weg getroffen zu haben. Eine ältere Frau, die mir begegnete fragte ich höflich nach dem richtigen Weg zum Rathaus. Sie antwortete nur auf tschechisch: „ja nerosomim“ (ich verstehe nicht). Ich antwortete ärgerlich: „dumme Gans“. Da rastete sie aus und überschüttete mich mit einem Redeschwall: „Das dürfen sie zu alte Frau nicht sagen, das sehr schlimmes Schimpfwort ist“. Ich wusste genau, daß die ältere Frau sicher zumindest ein bisschen deutsch verstand und wollte sie deshalb auf die Probe stellen. Aus heutiger Sicht verstehe ich ihre Reaktion.

So Mitte 1944 hatte ich mit Vater ein denkwürdiges Gespräch bei so einem Kurzbesuch in Pilsen. Ich sagte zu Vater, daß ich richtig schwarz sehen würde, und meinte, wenn der Hitler nicht wirklich noch ein paar Wunderwaffen auspacken würde, dann wüsste ich nicht wie der Krieg noch gewonnen werden könnte. Darauf antwortete Vater etwa wie folgt. „Meine lieber Sohn, jetzt wirst Du von mir etwas hören, was du vielleicht nicht von mir erwartest. Ich muss mir wünschen, daß wir den Krieg verlieren.“ Ich war erstaunt aber nicht erschrocken. Dann erzählte mir Vater, daß er bei einer kommunalpolitischen Veranstaltung im Schloss Kremsier war. Dort war ein Redner aufgetreten, ein hoher SS-Führer, und der malte das Leben nach dem Endsieg aus. Das Schloss Kremsier war Bischofssitz. Im Festsaal hingen lebensgroße Bilder der bisherigen Bischöfe an den Wänden. Der Parteibonze deutete auf die Bilder der Bischöfe und erklärte, daß diese Götzenbilder erst mal heruntergerissen werden müsste. Dann würden alle Pfaffen ins KZ gesteckt und die Kirchen abgeschafft, denn es gebe nach dem Krieg nur noch eine Religion und das wäre der Nationalsozialismus. Und statt eines Papstes gäbe es nur noch einen Führer

und das wäre Adolf Hitler. Die Zuhörer waren eine Elite von hohen Beamten und Parteileuten. Vater muss tief betroffen gewesen sein.

Bis heute ist es mir aber ein Rätsel warum Vater bis zum Ende des Krieges stur seine Pflicht erfüllte und sogar ende März 1945 mich zum Militärdienst verabschiedete mit den Worten: „Dein Großvater Ludwig würde sich im Grabe umdrehen, wenn er mitkriegen würde, daß ich ruhig in Kauf nehmen würde zu spät zur Truppe zu erscheinen. Er fürchtete, daß ich meine Militärdienstzeit mit Arrest beginnen würde.

Leider habe ich es versäumt mit Vater nach dem Krieg darüber zu diskutieren. So richtig nachgedacht habe ich über diese Situation auch erst im Alter.

Wir hatten nur drei schwere Luftangriffe auf Pilsen zu überstehen, und die waren alle gegen Ende 1944. Bei einem Angriff vielen eine Reihe von Bomben auf unsere Stellung, die inzwischen zu einer Großbatterie ausgebaut worden war, mit 12 Geschützen. Wir hatten aber in Pilsen in unserer Batterie zu meiner Zeit keine Verluste an Menschen. Alle Angriffe auf Pilsen waren Tagesangriffe die von Amerikanern durchgeführt wurden. Die Maschinen flogen extrem hoch und waren so von unseren Flakgeschützen sehr schlecht zu erreichen. Die 8.8 cm Kanonen waren lange vor dem Krieg konstruiert worden in der Annahme, daß der Feind in der zu dieser Zeit üblichen Höhe von Maximum 4000 Metern fliegt. Die Amerikaner flogen mit ihren schweren viermotorigen Bombern aber inzwischen in 8000 bis 10000 Meter Höhe und waren mit unserer veralteten 8.8 cm Flak nur noch schlecht zu Erreichen weil die Reichweite dieser Geschütze einfach nicht groß genug war.

Man muss sich vorstellen, daß so eine Flakgranate eine Weile braucht, bis sie die Höhe von 8000 Metern erreicht hat in der die Amerikaner inzwischen flogen. Es muss dabei ein gewaltiger Vorhalt eingerechnet werden, denn die Bober flogen ja inzwischen mit so 350 km/h weiter. Außerdem musste die Windrichtung, Temperatur usw. berücksichtigt werden. Dies alles wurde am Kommandogerät, der Viermeterbasis, ausgerechnet. Der Soldat B4 hatte da die wichtigste Aufgabe bei der Errechnung des Vorhalts. Die besten Ergebnisse waren möglich wenn mit der Kombination von Optik (Seite und Höhe) und Funkmessverfahren (Entfernung) geschossen werden konnte. Alles zusammen war aber eine äußerst komplizierte Angelegenheit. Die körperlich schwerste Arbeit musste der K3 Kanonier Nr.3 an den Geschützen verrichten. Die Granaten waren wegen der großen Treibladungen sehr schwer und mussten in die Rohre hinaufgeschoben werden. Oft waren Luftwaffenhelfer dazu nicht in der Lage und es mussten normale Soldaten oder sogar Kriegsgefangene diese Arbeit verrichten.

Die Deutschen hatten natürlich inzwischen auch modernere Flakkanonen entwickelt, die eine viel größere Reichweite hatten und Kaliber wie 10.5 und 12.5 cm. In Pilsen wurden die aber nicht eingesetzt sondern in erster Linie in Berlin und bei den Leunawerken in Sachsen sowie bei den Hydrierwerken in Brück. Die Flak als Artillerie war im Grunde genommen in der zweiten Hälfte

des Krieges überholt. Die musste eigentlich durch Raketen abgelöst werden. Wir haben in Pilsen zu meiner Zeit, und das war immerhin ein und einviertel Jahr nicht einen einzigen feindlichen Flieger abgeschossen. Den einzigen Luftsieg, den wir errungen haben war der Abschuss eines relativ tief fliegenden eigenen Flugzeuges. Bei dichten Wolken hatten wir eine Me 110 runtergeholt, und zwar elektrisch ohne Sicht und da drin war General Galland, der sich aber retten konnte. Er wusste, daß er selbst schuld war, denn er hatte sich nicht angemeldet.

Zwei Tagesangriffe verfehlten Mitte 1944 vollkommen das Ziel. Die Amerikaner ließen sich täuschen und bombardierten hintereinander eine aus Sperrholz aufgebaute Scheinfabrik auf der grünen Wiese. Diese Scheinfabrik hatte mehrere Schornsteine die künstlich zum Rauchen gebracht wurden. Die wertvollen Skodawerke wurden eingenebelt und waren so nicht auszumachen.

Ein paar amerikanische Bomber haben wir aber doch abgeschossen, allerdings nicht in Pilsen. Im Sommer 44 wurden wir mit unseren Geschützen per Bahn nach Rust am Neusiedler See verladen zum Übungsschiessen. Die Geschütze wurden dort auf eine Betonplattform aufgestellt, und wir schossen über dem See spiegelbildlich auf ein Zielflugzeug, welches 180 Grad auf der anderen Seite flog. Die Explosionswolken wurden dabei fotografiert und man konnte so ausrechnen wie gut geschossen wurde. Jede Kanone hatte Übungsmunition die verschieden farbige Explosionswolken zeigten, sodass man sehen konnte wie gut die einzelnen Geschütze justiert waren. Das war beim normalen Einsatz gar nicht möglich. Die Munition als solche war aber ganz normal nur eben mit einem Farbzusatz sodass man blaue, grüne, rote oder gelbe Sprengwolken sehen konnte. Die herab fallenden Granatsplitter vielen so in den Neusiedler See, und konnten keinerlei Schaden anrichten.

Die Amis flogen einen Großangriff auf die Messerschmitt Flugzeugwerke in Wienerneustadt. Die dortige Flak und die deutschen Jäger hatten den Verbänden schon tüchtig zugesetzt, sodass sie ungeordnet versuchten sich über dem Neusiedler See neu zu formieren um gegen die Jäger besser bestehen zu können. Einige zogen schon Rauchfahnen aus einem Motor hinterher und waren angeschlagen. Diesmal flogen sie Maschinen auch nur so etwa 6000 Meter hoch, sodass sie von unserer 8,8 cm Flak gut erreichbar waren. Wir konnten einfach mitten draufhalten und hatten erstaunlichen Erfolg. Zwei Viermots stürzten auf der ungarischen Seite brennend ab. Drei weitere stürzten in den See. Die Besatzungen zweier dieser Maschinen sprangen mit dem Fallschirm ab und landeten mitten im See. Das Ulkige daran war, daß die Amis bis zur Brust im Wasser standen, da der See nur etwa 1.50 Meter tief ist. Die Leute wurden aufgefischt und sprachen von einer neuen deutsche Wunderflak mit bunter sehr effektiver Munition. Wenn die gewusst hätten, wie ungeschützt unsere Batterie da stand. Eine einzige Bombe auf die Betonfläche und wir wären alle erledigt gewesen. Ein paar weitere Maschinen waren auch getroffen, denn sie zogen dicke Rauchfahnen hinter sich, stürzten aber nicht sofort ab. Die flogen in

Richtung Süden weiterrückt. Einige von ihnen haben sicher ihre Einsatzhäfen in Süditalien nicht erreicht. Das war der einzige Sieg, den ich in meinem Flakeinsatz erlebt habe.

Als wir dann wieder nach Pilsen in unsere Stellung zurückkamen, hatten wir so nach einer Woche blödsinniges Hautjucken. In unserer Stellung hatten uns inzwischen Soldaten einer z.b.V. Batterie vertreten. (ZbV heißt zur besonderen Verfügung).

Wir mussten feststellen, daß unsere schönen Baracken total verwunzt waren. Unser Batteriechef hatte ein Erbarmen mit uns und erlaubte uns auf der Wiese in Zelten zu schlafen bis die Baracken richtig ausgeräuchert waren. Das dauerte ein paar Wochen aber es war ja Sommer. In solchen Holzbaracken ist Ungeziefer wie Wanzen unheimlich schwierig zu bekämpfen, weil das Desinfektionsgas durch die vielen kleinen Ritzen zu schnell wieder entweichen konnte.

In Kschimitz, wo unsere Batterie lag, hatte ich mich ein bisschen mit dem Jagdherrn des Reviers um unsere Batterie herum bekannt gemacht, sodass mich dieser im Oktober zu einer kleinen Treibjagd eingeladen hat. Er borgte mir eine Flinte und ich bekam einen Tag Urlaub. Zu meiner großen Überraschung war auch unser Batallionskommandeur, ein Major, eingeladen, und ich stellte zu meinem Entsetzen fest, daß ich in der freudigen Aufregung meine Uniformmütze vergessen hatte. Das war normalerweise nicht zu entschuldigen und zog eine Strafe nach sich. Der Herr Major hatte, oder wollte es aber nicht bemerkt haben. Ich sprach den Herrn Major dann an so mit den Worten: „Haben der Herr Major den Weidmannsheil gehabt?“ Er antwortete dann: „Leider nicht mein Sohn, Karnickel beschossen aber leider war das Ding wie üblich vorne zu kurz und hinten zu schnell.“ Er war schon ein älterer Herr, so um die 60, sodass ihm das „mein Sohn“ so rausgerutscht war. Ich drehte mich um und da stand ein großer Hase zu zwanzig Meter vor mir auf und rannte davon. Ich war mit der Flinte schnell bei der Hand und in etwa 50 Meter Entfernung erwischte ich ihn. Es war ein perfekter Schuss, denn der Hase überschlug sich und blieb getroffen liegen. Ich war viel schneller als der Major, der hatte gar keine Schanze. Nun kam er aber auf mich zu und gratulierte mir mit den Worten „Na, ich wusste gar nicht, daß bei meinen Luftwaffen Helfern ein so guter Schütze dabei ist.“ Ich musste allerdings auch noch beweisen, daß ich in der Lage war einen Hasen, der noch nicht ganz den Geist aufgegeben hat, waidgerecht zur Strecke zu bringen. Der Hase war ein ausgesprochen großes Exemplar, und war wie gesagt noch nicht ganz tot. Ich hatte von meinem Freund Emil Wolfan natürlich gelernt, wie man mit so einer Situation waidgerecht umgeht. Der Hase war aber sehr schwer und ich musste ihn mit der linken Hand an den Hinterläufen hoch halten und dann mit dem Handrücken der rechten Hand so einen Handkantenschlag hinter die Löffeln verpassen. Das ist in der Praxis gar nicht so einfach, besonders für einen jungen Burschen wie ich einer war. Nach dem zweiten Versuch hat es aber geklappt und die herumstehenden Jäger haben mir

volle Anerkennung gezollt. Der Jagdherr hat mir darauf den Hasen geschenkt. Ich hab den beim Koch in der Batterieküche abgeliefert. Der hat versprochen einen guten Braten am nächsten Tag zuzubereiten, aber er wusste nicht, wie er den Hasen abziehen konnte. Das hab ich dann auch übernommen und ich konnte einige Freunde, den Koch und den Mölders einladen zu einem frugalen Mahl.

Ich hatte keinerlei Taschengeldsorgen. Einmal bekamen wir ja etwas Sold, und dann hatte Vater arrangiert, daß ich immer wenn Ebbe in meiner Kasse war, ins Rathaus zum dortigen Oberbürgermeister Dr. Sturm gehen konnte, und mir auf Vaters Kosten einen Vorschuss abholen konnte. Außerdem konnte ich im Rathaus von Dr. Sturms Vorzimmer bei Vater und Mutter anrufen. Ich konnte nicht nur sondern ich musste das tun, das war Auflage. Der Dr. Sturm war ein sehr netter älterer Herr und immer väterlich freundlich zu mir. Nach dem Krieg musste ich leider erfahren, daß die Čzechen den Sturm aufgehängt haben.

Kurz vor Weihnachten 44 lag ich mit einer fiebrigen Erkältung im Bett auf der zweiten Etage, als Fliegeralarm ertönte. Ich hatte das zunächst nicht besonders ernst genommen, doch plötzlich begann unsere Flak wie wild zu schießen. Bomben vielen ganz in der Nähe herab. Ich wollte mich schützen und sprang aus dem Bett, verschwitzt wie ich war, und legte mich draußen in einen Splittergraben. Das war sicher richtig, denn einer der Bomber hatte es anscheinend auf unsere Flakstellung abgesehen und entlud seine ganze Bombenladung auf unsere Stellung ab. Wie durch ein Wunder hatten wir keine Verluste, denn die Bomben fielen zwischen die Geschütze und Baracken. Leider stellte sich bei mir später hohes Fieber ein und ich musste ins Krankenhaus mit einer schweren Lungenentzündung eingeliefert werden.

Damals gab es in Deutschland noch kein Penicillin, das hatten nur die Amis. Die Deutschen hatten dafür Sulfonamide. Ich bekam eine solche Spritze, die zum Glück gut wirkte, und das hohe Fieber ging innerhalb kurzer Zeit zurück. Den heiligen Abend musste ich aber noch im Lazarett verbringen und wurde dann zwischen den Feiertagen in einen dreiwöchigen Genesungsurlaub entlassen. Das war auch gleich meine endgültige Entlassung von der Flak. Mit einem Einberufungsbefehl zum RAD (Reichs Arbeitsdienst) versehen fuhr ich mit meinen sieben Sachen heim nach Olmütz.

Den Sylvesterabend verbrachte ich mit den Eltern beim Stellvertreter des Vaters, dem Dr. Veith. Da war auch der Baurat Sponer und Frau und ein paar Verwandte Veiths die aus der Batschka ausgesiedelt wurden. Die Stimmung war sehr gedrückt und wir diskutierten alle über die aussichtslose Lage. Sponer und Veith waren die engsten deutschen Mitarbeiter von Vater und echte Olmützer.

Die Wochen danach genoss ich so richtig wieder daheim zu sein. Ich ging viel jagen, oft ins Theater und konnte mich mal so richtig ausruhen und ausschlafen. Der Schlaf kam in Pilsen meist zu kurz durch die vielen Fliegerangriffe.

Ein Erlebnis ist mir noch aus diesen Januartagen in Erinnerung.

Ich war im Revier Birken mit Emil Wolfan und seinem Hund unterwegs auf Fasanenjagd. Es lag viel Schnee aber wir trafen außer ein paar Hennen nicht einen einzigen Fasanenhahn. Wir durften ja nur Hähne schießen. Wir wussten, daß es in diesem Revier eine Menge Fasane gab und konnten uns nicht erklären wo die Hähne alle geblieben sein sollten. Der Auwald war von einem Marcharm begrenzt und dahinter waren Felder. Als wir mal auf die verschneiten Felder hinaus Ausschau hielten, sahen wir zu unserer Großen Überraschung eine riesige Menge von Hähnen. Ich glaube es waren so 100 bis 150 Stück. Das hatte ich noch niemals gesehen so auf einen Haufen. Wolfan erzählte mir dann aber, daß das nicht ganz ungewöhnlich sei, und die Hähne im Winter sich öfters in großen Gruppen zusammen scharen würden. Dadurch, daß im letzten Herbst wenig gejagt wurde, war der Bestand ungewöhnlich stark angewachsen und so war dieses Phänomen zu erklären. Später im Frühjahr würden sich die Hähne dann wieder separieren und sich ein kleines Harem von 2 bis 4 Hennen suchen mit denen sie dann bis in den Sommer hinein zusammen blieben. Die March war zugefroren, und ich beschloss über das Eis auf die Felder zu gehen um zu versuchen die Hähne gegen den Wald zu treiben, wo dann Freund Wolfan zum Schuss kommen sollte. Leider ging die Sache schief. Kurz vor dem Gegenüberliegenden Ufer hielt das Eis nicht und ich viel ins eisige Wasser. Mit großer Mühe konnte ich mich herausziehen. Ich war natürlich triefend nass und das bei vielleicht 5 Grad minus und so 3 km vom Forsthaus entfernt und das nach gerade überstandener Lungenentzündung. Ich entschloss mich zu einem Dauerlauf zum Forsthaus. Das war das Haus wo der Revierförster vor zwei Jahren an Krebs gestorben war. Dort konnte ich mir neue Kleider ausborgen und trocken die Heimfahrt mit Wolfan antreten. Leider hatten wir aber keine Fasane erlegt. Ich wusste ja, daß der verstorbene Förster in Verbindung mit den Partisanen stand, aber zu mir waren die Försterin und er erwachsene Sohn äußerst freundlich.

Eine Begebenheit fällt mir noch gerade ein. An einem diese Januartage ging ich allein im Königswald jagen und wollte einen Fasanhahn erwischen zur Verpflegungsaufbesserung daheim. Ich war allein aber zu dieser Zeit scherte sich kein Mensch mehr darum, daß ich als Jungjäger ohne Begleitung im Wald herum pirschte. Plötzlich stand ein Königsfasan auf, den ich mit einem Schuss erlegte. Das ist die Fasansorte mit den besonders langen Schwanzfedern. Ich war etwas erschrocken, weil ich mir nicht sicher war, ob ich auch einen Königsfasan erlegen durfte. Hinter den Büschen trat plötzlich der alte Oberförster Roth hervor und gratulierte mir zum Abschuss mit dem üblichen Waidmannsheil. Ich war erleichtert. Dann nahm mich Roth zu Seite und berichtete mir, daß sein Sohn Vena, mein czechischer Jagdfreund, von der Gestapo verhaftet worden war. Vena wurde vorgeworfen, daß er mit den Partisanen zusammen arbeiten

würde. Ich war erschrocken und auch betroffen, denn ich hatte mit Vena des Öfteren auch politisch kontrovers diskutiert und war mir sofort im Klaren, dass da etwas dran war. Der alte Roth bat mich nun, ob ich nicht mit Vater sprechen könnte um etwas für Vena zu erreichen. Ich weiss, daß sich Vater für Vena daraufhin eingesetzt hat. Ob das einen Erfolg hatte weiß ich nicht. Das ganze fand so Mitte Januar 1945 statt. Ich war allein im Wald und wurde sicher genau beobachtet. In diesem Fall hätten mich die Freunde von Vena doch einfach entführen können um Vena frei zu pressen. Nichts dergleichen geschah. Vater hatte auch keine Bedenken mich alleine im großen Königswald herumstrolchen zu lassen. Ich weiß nicht ob das Naivität war, oder einfach nicht Erkennen einer großen Gefahr. Knapp drei Monate später war der Krieg vorbei und über 2000 meist vollkommen unschuldige Olmützer Bürger wurden erschlagen. Dabei waren auch zwei unserer Lehrer, der Dr. Apel und der Just. Die beiden hatten sicher keiner Laus was zu leide getan. Auch der Pförtner des Gaswerkes, ein Oberschenkel amputierter Veteran aus dem ersten Weltkrieg, wurde auf ganz besonders bestialische und fiese Weise umgebracht. Diese drei Männer hab ich nur besonders gut gekannt.

Am 20. Jänner musste ich mich leider wieder von daheim trennen und zum Arbeitsdienst nach Domstadl, so etwa 30 km nördlich von Olmütz einrücken. Die schöne friedliche Urlaubszeit war zu ende. Diese drei Wochen Genesungsurlaub waren wie ein friedlicher Traum.